

ne kollektive Argumentationsbasis zu erzeugen und sich so gegen Verurteilung abzusichern. Eine Argumentationsbasis, die sich, so Lütten, als pervertiert offenbart, weil die vermeintliche Übereinstimmung – der Konsens – (relativ leicht) erreicht wird, indem nur angedeutet wird, »daß die geäußerte Meinung im Grunde allgemein akzeptiert wird« (Lütten 1979: 38). Über ein bewusstes Lesen dieser »Wissensmarkierer« öffnet sich also ein epistemisches Fenster, um überindividuelle, diskursive Wissensbestände – die »epistemische Gewalt« (Spivak 2008: 42) der Diskurse über die »Anderen« – auf verschiedenen Ebenen identifizieren zu können.

In diesem Sinne werde ich nun – ausgehend vom Phänomen – historische Kontinuitäten analysieren und interpretieren. Hierzu setze ich bei den ausländerpolitischen Praktiken der DDR an, die Bestandteil der Sozialisationserfahrung der Sprecher*innen sind und die im Kontext meiner Forschungsarbeit erinnert und neu in Wert gesetzt werden.

5.2 »Unsere Ausländer« als Vergleichsfolie

Der lange Schatten ausländerpolitischer Praktiken des SED-Regimes

I: Wir sprachen bisher allgemein über Menschen mit Migrationshintergrund. An wen denken Sie denn da? [...]

K: Ich denke, also erstmal hier zu DDR-Zeiten war es auch Russland und die Fidschis, sagen wir mal. Manche haben das so als degradierend empfunden, wir haben das ja eigentlich mit großer Liebe gesagt, also ich hab da gar nichts Negatives gesehen, ne? Die Vietnamesen waren ja fleißig von Anbeginn, also und ja mit den wurden wir zuerst konfrontiert und ob es die Russen waren, die waren fleißig und es war auch bekannt, dass die gut arbeiten.

Isolde Kahlbach, zu Pflegende, 87 Jahre

»Und na ja, jetzt sind eben die Araber dazugekommen«, schließt die 87-jährige zu Pflegende Isolde Kahlbach wenig später ihre Narration ab und bebildert *in Relation* zu DDR-Zeiten ihre gegenwärtige Imagination migrantischer »Anderer«, die von geflüchteten »arabischen« Menschen dominiert ist. Dennoch gehen ihre ersten Gedanken und Erinnerungen zurück zu den ausländerpolitischen Praktiken des DDR-Staates, die weiterhin über Definitionsmacht verfügen und das soziale Bild von »Menschen mit Migrationshintergrund« bis heute prägen. Das Zuwanderungsgeschehen post 2015 wird bewusst oder unbewusst – und das arbeitet dieses Teilkapitel heraus – immer auch mit dieser DDR-Vergleichsfolie kontrastiert, d.h. mit den Erinnerungen an die sogenannten »Ausländer« bzw. Vertragsarbeiter*innen in der ehemaligen DDR.

Da der Bedarf an Arbeitskräften nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit der einsetzenden hohen Abwanderung und später durch die Flucht vieler DDR-Bürger*innen in die BRD nicht mehr durch »deutsche« Arbeiter*innen gedeckt werden konnte, erfolgte in der DDR – ich hatte in Kapitel 2.1 bereits darauf hingewiesen – eine gezielte Anwerbung »ausländischer« Arbeitskräfte im Zuge internationaler »solidarischer Abkommen« (Rogers 2017: 70). Die auf diese Weise engagierten Personen sollten für eine vorab

festgelegte Zeitspanne innerhalb der DDR tätig sein.⁷ Isolde Kahlbachs kontemporäres ›Wissen‹ über Zuwanderung (»*eben die Araber*«) artikuliert sich genau im Schatten dieser primär positiv erinnerten DDR-Praxis, die die Vertragsarbeiter*innen als »*fleißig*« und »*gut arbeitend*« entwirft.⁸

So erstrahlen die ehemaligen Vertragsarbeiter*innen, jene also, die temporär in der damaligen DDR arbeiteten, regelrecht in Isolde Kahlbachs Erzählungen. Zumindest in der Retrospektive werden sie mit ›Liebe‹ (»*wir haben das ja eigentlich mit großer Liebe gesagt*«), ›Fleiß‹ und ›guter Arbeit‹ assoziiert. Beinahe mütterlich und vermeintlich liebevoll betrachtet sie die damaligen ›Ausländer‹, die von ihr allerdings mit herabsetzenden ›Kosenamen‹⁹ verniedlicht und damit zu ›braven Kindern‹ inferiorisiert werden: »säuselt, hätschelt, schmeichelt« (Fanon 2016: 28; vgl. auch Suda/Mayer/Nguyen 2020: 40; Rabenschlag 2016). In Anbetracht einer solchen Mütterlichkeit, die zu ehemals christlichen Mission in den Kolonien Analogien aufwirft, und einer Minorisierung von Menschen auf die Ebene eines Kindes, die Erziehung, Disziplinierung und Fürsorge rechtfertigt, kann mit der Kulturwissenschaftlerin Carmen Mörsch von »social mothering« (Mörsch 2016: 178; vgl. Yeo 1992) gesprochen werden. Die Vertragsarbeitenden von damals werden hier also als inferiore Alterität konstruiert; eine Praxis, die degradierend wirkt, obschon eine

-
- 7 Die Praxis, zuwandernde Arbeiter*innen für eine bestimmte Zeit zu dulden, um einen Mangel an Arbeitskräften abzudecken (so auch in der ›Gastarbeiter*innen‹-Anwerbung der ehemaligen BRD), rekurriert auf länger zurückliegende Pfade und fand sich bereits im bundesrepublikanischen Rotationsprinzip Preußens verankert (›Karenzzeit-Regelung‹; Ha 2012: 70–71).
- 8 Zu Arbeits- und Lebensbedingungen der Vertragsarbeiter*innen in der DDR siehe z.B. Rabenschlag (2016); Elsner/Elsner (1994); Kuck (2003); Bade/Oltmer (2004); MacCon Uladh (2005); Beth/Tuckermann (2021); Gürsel/Çetin/Allmende e. V. (2013); Poutrus (2015); van der Heyden (2019).
- 9 Die hier gewählte kolonialsprachliche Vokabel »Fidschi« bezeichnet eine »abwertende, diskriminierende Pauschalbezeichnung vor allem für Vietnames_innen, aber auch für Chines_innen, Japaner_innen und andere Südasiat_innen« (Arndt 2011a: 686). Solch (kolonial-)rassistische Bezeichnungen von Menschen in den Aussagen der Sprecher*innen zensiere ich nicht, obschon ich mir dessen bewusst bin, dass derlei Wortverwendungen den dehumanisierenden Akt und »die Erniedrigung wieder in den Umlauf bringen« (Butler 2006: 159). Durch eine Zensur aber kann Rassismus nicht zwangsläufig reflektiert oder abgebaut werden. Im Gegenteil besteht die Gefahr, ihn zu verlagern: »[W]enn der rassistische und damit auch verletzende Gehalt bestimmter Begriffe nicht erfasst wird, [wird] der Rassismus auf einer anderen Ebene weiterhin tradiert« (Brilling 2011: 504). Lässt man bestimmte Ausdrücke ungesagt und unsagbar, »wird man sie damit möglicherweise festschreiben, ihre Macht zu verletzen erhalten und mögliche Umarbeitungen blockieren, die ihren Kontext und ihre Zwecke verschieben könnten«, betont Butler (2006: 66). Letztendlich ist auch der Zensor gezwungen, »das Sprechen zu wiederholen, das er verbieten möchte« (ebd.: 65). Als ebenso problematisch zu bewerten ist, dass »Bemühungen, das verletzende Sprechen einzudämmen«, dazu neigen, »den ›Sprecher‹ als schuldigen Handlungsträger zu isolieren, so als stünde er am Ursprung ihres Sprechens« (ebd.: 67). Die Verantwortung ist »mit dem Sprechen als Wiederholung« verknüpft und in der Regel nicht mit der »Erschaffung« (ebd.: 68) des verletzenden Sprechens. (Kolonial-)Rassistische Bezeichnungen für nichtweiße Menschen sind Bestandteil der hier analysierten rassistischen Realität und bedürfen insofern einer offenen Kritik bzw. kritischen Analyse (und als Selbstbezeichnungen der Anerkennung). Wenngleich ich selbst die (kolonial-)rassistischen Bezeichnungen von Menschen nicht wiederholen werde, verrete ich die Position, dass – in diesem Kontext – die Macht rassistischer Unterscheidung durch ein genaues Hinsehen und die kritische Analyse dieser Realitäten geschwächt werden kann.

Degradierung (vermeintlich) nicht intendiert wird. Eine solch persistente Infantilisierung und damit Verharmlosung ehemaliger DDR-›Ausländer‹, die sich in der Gegenwart prominent an Menschen abarbeitet, die als (süd-)ostasiatisch gelesen werden, bildet eine positiv konnotierte, aber eben doch als rassistisch zu bewertende Gegenposition bzw. philorassistische Konstruktion (Foroutan 2020: 16) in Relation zu dominanten Diskurspositionen, die geflüchtete Menschen post 2015 als Bedrohung inszenieren (Frieze 2017: 33–45). Die philippinische Pflegekraft Nieva Markert (42 Jahre) bestätigt den diskursiv verfestigten Unterschied zwischen ›Asiat*innen‹ und ›Asiat*innen‹: »[A]lso bei denen [Geflüchtete aus (Süd-)Westasien] sagt man auch Asiaten, aber das sind keine richtigen Asiaten, die richtige Asiatin, das ist diese kleine Vietnamesin«.

So entsteht ein erster Eindruck davon, dass im Angesicht des ›neuen‹ Feindbildes ab 2015, auf das später noch zurückzukommen sein wird, Menschen, die an ehemalige Vertragsarbeiter*innen erinnern und die als (süd-)ostasiatisch gelesen werden, Formen von Einschluss erfahren können (vgl. dazu auch Suda/Mayer/Nguyen 2020: 43–44) – so auch Menschen mit einer Herkunft aus dem osteuropäischen¹⁰ bzw. postsozialistischen Raum¹¹. Jene Menschen werden also – nicht zuletzt vor dem Hintergrund ihres einstigen Arbeitsauftrags – als ein relevant zu erachtender Faktor für das Funktionieren des ›Kollektivkörpers‹ entworfen. Die ›mütterliche Zuneigung‹ zeigt sich dabei bis in die Gegenwart an Arbeitsleistung als Bedingung geknüpft, also von utilitaristischen Nützlichkeitsargumenten und einem Kommodifizierungsdenken dominiert.¹²

»[D]a waren die [vietnamesischen Arbeiter*innen] natürlich herzlich willkommen«, führt Doris Jung das Narrativ fort und erinnert sich zusätzlich an einen individuell verbuchten ›Profit‹, da jene für sie auf privater Basis »Niethosen« nach westlichem Vorbild nähten. Dass die Menschen damit vordergründig ihr Gehalt aufzubessern versuchten, nicht zuletzt, um ihre Familien in Vietnam zu unterstützen (Dennis 2017: 82), bleibt

10 Siehe Teilkapitel 5.3.

11 So berichtete mir die 56-jährige Pflegedienstleiterin Silvia Meyer im Oktober 2019 mit einem gewissen Stolz von der Einstellung einer Altenpflegerin mit ungarischer Herkunft, als ich sie nach neueren Personalentwicklungen in ihrem Pflegedienst fragte. Bemerkenswerterweise wird diese Person wie selbstverständlich in eine ›deutsche‹ oder ›ostdeutsche‹ bzw. auch DDR-Zugehörigkeit eingeschrieben:

T: [...] Die fängt jetzt bei uns zum ersten November an.

I: Und das ist eine Deutsche?

T: Nee, das ist eine Ungarin. Ist aber schon viele Jahre in Deutschland, man hört es kaum. Hätte ich auch kein Problem damit, es muss einfach stimmen, die muss ins Team passen, ne? Das Team muss sie ja trotzdem annehmen [...].

I: Gegen die Ungarin hatte das Team aber nichts?

T: Nö, gar nichts. Na ja, Ungarn gehörte schon immer zur DDR [...].

[...] [S]ie waren alle froh, dass es nun eine Deutsche wird, die wir einstellen. [...]

I: Mit der Deutschen meinst du jetzt die Ungarin?

T: Nu.

12 Darin ist zugleich das Phänomen der Überausbeutung migrantischer Arbeitskräfte zu erkennen, das auch bundes- und europaweit strukturell verankert ist. Kritisch dazu Bauman (2016: 80–82) und beispielhaft die (nicht nur) in Deutschland etablierte 24-Stunden-Pflege auf einem ›grauen Markt‹ durch i.d.R. osteuropäische Care-Arbeiter*innen (etwa Kniesjka 2016; Ignatzi 2014; siehe auch Kapitel 1).

unausgesprochen und/oder ungesehen. Was jedoch als gesichertes Wissen gilt, ist eine arbeitsame und fleißige ›Wesenhaftigkeit‹ ehemaliger Vertragsarbeiter*innen aus Vietnam, die als Akzeptanzgrundlage fungiert:

*Also auf jeden Fall haben die [Vertragsarbeiter*innen aus Vietnam] hier auch Niethosen genäht, also die waren eigentlich irgendwie selbstständiger, ich weiß noch, dass viele sich von denen auch Niethosen nähen lassen haben, das war ja bei uns auch Mangelware. [...] Da haben die Maß genommen und am übernächsten Tag hatte man dann die Hose. Ja, ja. Also die waren sehr pfiffig, wie heute auch noch, also und fleißig.* Isolde Kahlbach

Die von Isolde Kahlbach artikulierten bedingungsvollen ›Lobpreisungen‹ ehemaliger ›Ausländer‹ stehen in starkem Kontrast zu ihrer Einschätzung heutiger Zuwanderungspraktiken, die sie – so wurde bereits deutlich – von ›arabischen‹ Geflüchteten dominiert empfindet. Diesen Kontrast reproduziert auch die Pflegekraft Doris Jung. Die gegenwärtige Zuwanderungspolitik, so bedauert sie, bindet einen möglichen Aufenthalt in Deutschland nicht mehr in gleicher Weise an Arbeit wie früher:

Vietnamesen [...] die akzeptiert ja jeder, also ich wüsste nicht, wer die nicht akzeptiert, die sind fleißig, die sind freundlich und die liegen dem Staat nicht auf der Tasche. (Pause) Darum geht es doch. Dass die anderen [die Geflüchteten], die jetzt kommen, von unseren Steuergeldern finanziert werden. Das ist doch der ganze Frust und das war doch früher nicht. Doris Jung

In autoritärer Manier knüpft Doris Jung die Rechtmäßigkeit des Aufenthaltes geflüchteter oder migrantischer Personen bis in die Gegenwart an eine sozialleistungsunabhängige Erwirtschaftung des eigenen Lebensunterhaltes. Jene aber, die sich einem ›Zur-Ware-Werden‹ entziehen und zunächst an Sozialleistungen partizipieren (müssen), hat es »*doch*« in 40 Jahren DDR nicht gegeben; eine Aussage, die einen kollektiven Frust zum Ausdruck bringen möchte. Zudem habe es sich bei den *infantilisierten* Vertragsarbeiter*innen ohnehin nur um ein »*kleines Taschengeld*« (Doris Jung) gehandelt,¹³ das eigenständig erarbeitet wurde und das so die materiellen Ressourcen der Gesellschaft kaum belastete, diese im Gegenteil sogar stärkte: »*Und wie gesagt, die waren ja auch billig, die sind ja hierhergeschickt worden, um was zu lernen für ihr Land*«, fügt Doris Jung hinzu und reifiziert die Menschen einmal mehr zu einer günstigen, austauschbaren »Manövrier-masse« (Kulaçatan 2016: 108); eine Metapher, die Meltem Kulaçatan für die ehemaligen Gastarbeiter*innen der BRD bemüht.

13 Obschon die Verwendung des Wortes »*Taschengeld*« eine Infantilisierung der ehemaligen Vertragsarbeiter*innen stützt, sahen die bilateralen Regierungsabkommen eine Lohngleichheit (einschließlich etwa Kindergeld, Gehaltszulagen durch Schichtdienst und Prämien) zwischen den Vertragsarbeiter*innen und den DDR-Bürger*innen vor (siehe z.B. van der Heyden 2014: 59; 2019: 193–194; Dennis 2017: 84; Rother 2012). Hierbei bilden manche ehemalige Vertragsarbeiter*innen aus Mosambik eine Ausnahme; einen Teil ihres erarbeiteten Lohns behielt die DDR-Regierung ein und transferierte es nach Maputo, wo es – als ›leeres Versprechen‹, wie sich später herausstellte – ihren Angehörigen bzw. ihnen selbst nach Rückkehr ausgezahlt werden sollte (van der Heyden 2014: 59; 2019).

Dass in den Gesprächen immer wieder *vietnamesische* Arbeiter*innen erinnert und hervorgehoben werden, ist nicht nur vor dem Hintergrund eines Wirkens philorassistischer Imaginationen, sondern auch in Anbetracht ihres hohen Anteils an der Vertragsarbeiter*innenschaft zu perspektivieren. Menschen vietnamesischer Herkunft bildeten mit 31,4 % die am stärksten vertretene Nationalität¹⁴ unter den Personen, die im Bezirk Dresden und in anderen industriellen Ballungsgebieten angesiedelt wurden (Bade/Oltmer 2004: 93; Dennis 2017: 78–79).¹⁵ So waren Menschen mit einer zugeschriebenen Herkunft aus Vietnam deutlich präsenter im Stadtbild und damit im Alltag der Sprecher*innen vertreten – trotz der etablierten sozialen Separation und Ghettoisierung der DDR-»Ausländer«, die spontane Interaktionen außerhalb der vorgegebenen Strukturen minimierten (Elsner/Elsner 1994: 59–60; Dennis 2017: 90) und auf die sogleich zurückzukommen sein wird:

Ich meine, die Fidschis, die hat man gesehen [...]. Also die waren ziemlich präsent, aber die andere Gruppe, also die Ungarn, das waren natürlich vielleicht 500 so in dem Block, das könnte ich mir vorstellen, oder die Kubaner, das ist nicht groß im Stadtbild gewesen. Die Fidschis schon, die sind schon in einer größeren Zahl da gewesen. Isolde Kahlbach

Die in der Gegenwart reproduzierten positivrassistischen Imaginationen über »Vietnames*innen« speisen sich also vorrangig aus den Erinnerungen an die ehemaligen Vertragsarbeiter*innen. Die an sie gehefteten Bilder tendieren bis heute dazu, Menschen mit einem (süd-)ostasiatischen Aussehen zu generalisieren und diese als »Vietnames*innen« per se festzuschreiben – »dazu bin ich dann geworden«, unterstreicht Nieva Markert von den Philippinen. Soziale Imaginationen von Arbeitseifer und einem Mehr an selbstinitiiierter Arbeitsleistung eilen bis heute den sogenannten »Vorzeigemigrant*innen« (Suda/Mayer/Nguyen 2020: 39) oder, pointierter, den »asiatischen Preußen« (Quynh 2017: 229) kollektiv voraus: »[A]lso das haben auch viele gesagt«, betont die 42-jährige Pflegende Nieva Markert selbst:

[D]ie Frau [Pflegedienstleitung] sagte: »[Nieva], also von dem Vorstellungsgespräch hab ich schon gefühlt, du bist immer eine Ja-Sagerin, gel? Wenn Leute so sagen, ich möchte das und das, dann sagst du »ja«. Dann machst du, oder egal, wenn die Leute nichts sagen, du siehst schon und dann machst du schon« [...]. Meine Chefin hat auch gesagt: »Ich möchte so eine wie du«, [...] also das haben auch viele gesagt, man möchte jemanden aus Asien, weil sie sind fleißig, muss man nie alles ein paar Mal sagen, die macht das schon. Nieva Markert

14 Im Vergleich dazu z.B. Mosambik mit 8,1 % und Angola mit 0,7 % (Bade/Oltmer 2004: 93).

15 Ahlheim und Heger betonen – in Anlehnung an Allport (1979) – in ihren Studienergebnissen zu »Fremdenfeindlichkeit in Deutschland«, dass die Abneigung gegen hinzukommende »Ausländer« dort besonders hoch sein kann, wo bisher wenige »Ausländer« lebten (Ahlheim/Heger 2007: 241–264; vgl. auch der geringe Anteil an statistischen »Ausländern« in Sachsen und Dresden, siehe Kapitel 2.1). Hinsicht der deutlich gewordenen breiteren Akzeptanz von als (ost-)asiatisch gelesenen Menschen lohnt sich insofern auch ein Blick in die Kontakthypothese Allports. Diese besagt, dass Menschen Vorurteile abbauen können, wenn zu der »anderen Gruppe« häufiger Kontakte – »Intergruppenkontakte« – aufgebaut werden (vgl. Allport 1979; siehe auch Pettigrew 1998; Pettigrew/Tropp 2006).

Bei ebenjenen Bildern, die Formen rassistisch strukturierter Einschlüsse und Akzeptanz tradieren, handelt es sich aber nicht nur um explizit in der DDR induzierte Topoi, sondern um gesamtgesellschaftlich geteilte Bilder und (post-)koloniale Narrative des globalen Nordens (Quỳnh 2017: 228), die sich auch in den vermeintlich vom Rassismus befreiten DDR-Staat einschreiben konnten. Denn jene homogenisierenden Stereotypisierungen, so beschreibt Sepp Linhart, beherrschten bereits die letzten, vom Kolonialismus geprägten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die von einem »freundlichen Japan-Bild« – »lieblich, niedlich, freundlich, klein, zart, zerbrechlich« (Linhart 2005: 1) – in Europa und Nordamerika bestimmt waren.¹⁶

Japan war für den Westen eines der letzten Paradiese der Welt; bewohnt von immer lächelnden, trippelnden Geishas oder Mousmés in farbenfrohen Kimonos, von halbnackten, muskulösen Kulis und Rikschafahrern, sowie von einer Oberschicht, die in westlichen Gewändern internationale Anerkennung suchte. (ebd.)

Wie wirkmächtig sich derlei kolonialimprägnierte Bilder von »vietnamesischen Vertragsarbeiter*innen« bis in die Gegenwart *des häuslichen Pflegekontextes* hinein reproduzieren, kann anhand der Erzählung von Isolde Kahlbach nachvollzogen werden:

[E]inmal war bei mir in Pflegevertretung eine, ich sag jetzt mal so, kleine Vietnamesin (Pause), aber die war so herrlich (lacht), unbekümmert und sicher ja auch hier schon sehr gut integriert. Also, da, ich konnte, ich musste sie dann auch bremsen, die war so zierlich und eben auch sehr fleißig, das muss ich sagen. Also diese Menschengruppe, die sagt uns ja ohnehin seit DDR-Zeiten zu, weil die sich hier wirklich integriert haben, das muss ich immer wieder sagen, dass sie eben auch sehr fleißig sind. Ich meine, im Gegensatz jetzt mal zu diesen arabischen Menschen [...]. Isolde Kahlbach

Mit der Aussage »[i]m Gegensatz jetzt mal zu diesen arabischen Menschen« konturiert Isolde Kahlbach als (süd-)ostasiatisch gelesene Menschen (die hier repräsentierte Frau hatte eine philippinische Herkunft, wie ich später im Gespräch mit ihr selbst erfuhr) wiederkehrend als eine Art Primus unter den migrantischen ›Anderen‹. So werden sie abermals nicht nur als übermäßig fleißig, sondern gleichzeitig als unbedrohlich inszeniert, was ›arabischen Anderen‹ abzugehen scheint: »[K]lein« und »zierlich« eben, wobei dies als ein symbolisches ›Kleinsein‹ im Sinne der bereits konstatierten Inferiorisierung verstanden

16 Auch jene Tropen wirken bis heute auf das positivrassistische, paternalistische Bild von (süd-)ostasiatischen Pflegekräften ein, die zugleich immer schon auf andere Länder Süd-Ostasiens – etwa seit Beginn des 20. Jahrhunderts über Ansichtskarten – undifferenziert übertragen wurden (Linhart 2005: 5). Hinzu kommt eine diskursive Aufwertung von als (süd-)ostasiatisch gelesene Menschen durch einen – westlich so bewerteten – wachsenden akademischen und wirtschaftlichen Erfolg der Länder (Süd-)Ostasiens nach dem Zweiten Weltkrieg (Quỳnh 2017: 229) und einer Neu-Inwertsetzung dieser positiven Stereotype gerade in den letzten Jahren zur Stigmatisierung anderer Migrant*innen als unvorteilhaft. Die Metapher der ›Gelben Gefahr‹, die sich als eine Folge der Kriege Japans im 20. Jahrhundert allgemein für Menschen aus (Süd-)Ostasien, insbesondere China und Korea, etablierte (Quỳnh 2017: 229; vgl. Linhart 2005), begegnete mir während meiner Feldarbeit nicht – auch sie ist aber Bestandteil antiasiatischer rassistischer Praktiken in Deutschland (Suda/Mayer/Nguyen 2020: 42).

werden kann. Als bedeutsam kann hier zudem die »aber«-Verbindung nach »kleine Vietnamesin« herausgestellt werden. Obwohl sie eine »Vietnamesin« war, blieb die Isolde Kahlbach pflegende Person durch eine »Unbekümmertheit« und durch einen an vergangene Tage erinnernden ungebremsen Tatendrang positiv in Erinnerung.¹⁷ Beinahe selbsterfüllend wird so die als vietnamesisch gelesene Pflegerin – und eigentliche Philippinin – auch beinahe 30 Jahre nach der Wende dem im Alltagsdiskurs dominanten Bild »fleißiger« vietnamesischer Vertragsarbeiter*innen einverleibt. Dass diese »Menschengruppe [...] uns ja ohnehin zu[sage]«, reproduziert zudem mit Blick auf die Wortwahl biologistisch und rassenideologisch bzw. völkisch konnotierte Bilder, die mit Isolde Kahlbachs Sozialisation im Nationalsozialismus in Verbindung stehen können und die auch von der SED politisch protegiert und propagandiert wurden (Wagner 2000: 4; Dennis 2017: 84).

Nun positionieren die hier wiederkehrend artikulierten Wissensbestände (süd-)ostasiatische »Ander« als beherrschbar, angepasst und ungefährlich. Gegen sie braucht ein eigenes »Kulturelles« nicht oder weniger verteidigt werden, kurz: (süd-)ostasiatische »Ander« gelten als eine Art Idealvorstellung europäischer Zivilisation und Arbeitskraft. Mit der Soziologin Silke van Dyk kann hier pointiert von »poisoned praise« gesprochen werden (van Dyk 2016: 113). Van Dyk rekurriert hierbei auf postkoloniale Perspektiven, die den positiv konnotierten Stereotyp der »authentischen Anderen«, die romantische Inszenierung des Orients und die Fantasien von »edlen Wilden« als strukturelle Abwertung dekonstruiert haben. Sie kritisiert, dass der westliche Blick den*die »Ander*en« und das Vergnügen am Anblick einer »beruhigenden« Version dieses Anderen feiert und dabei seine Überlegenheit verkündet (ebd.). Die so geschaffene inferiore Alterität reproduziert sich beständig als »vergiftetes Lob« in sprachlichen Bildern kleiner und zierlicher, aber eben fleißiger »Vietnames*innen« bzw. als (süd-)ostasiatisch gelesener Menschen. Wie soeben aufgezeigt, verfiel Isolde Kahlbach regelrecht in – eine Überlegenheit ausstrahlende – Verzückung, als die vermeintlich vietnamesische Pflegekraft geflissentlich und beinahe in Demut ihre Anordnungen und Wünsche umsetzte (»herrlich«, »unbekümmert«, »kaum zu bremsen«) und – aus der möglichen Angst heraus, nicht zu genügen, oder vom Druck getrieben, die etablierten Positivbilder zu erfüllen (Quỳnh 2017: 230) – lieber mehr als zu wenig leistete.

Jene Praktiken, in denen die Romantisierung einer exotischen Authentizität sowie Verniedlichung und Inferiorisierung zusammenfließen, sind auch den Erzählungen von Doris Jung zu entnehmen. Wiederkehrend spinnt sie mit hegemonialer Attitüde die Geschichte von anziehenden, ungefährlichen, exotischen (süd-)ostasiatischen »Anderen« fort und konsolidiert damit weiße Vorherrschaft:

*Die [philippinische Pflegekraft] war super, also die war richtig klasse und die ist auch angekommen, [...] die [Patient*innen] haben sie gerne gesehen. Ja, sie ist aber auch klein und bisschen pummelig und so und die Haare immer schön gemacht, lang oder mal solche Affenschaukeln [...] geflochten oder so, die hatte einfach so was! Das erste Mal, als die mitgefahren ist,*

17 Damit erfüllte sie zugleich eine potenzielle – spätestens mit den Ökonomisierungsbestrebungen in der Altenpflege seit Mitte der 1990er-Jahre einsetzende – Sehnsucht nach authentischer und zeitaufbringender familiärer Pflege. Hierzu ausführlicher siehe Kapitel 6.2.

*wo wir sie eingearbeitet haben, da haben die [Patient*innen] gesagt: »Ach habt ihr eine neue Schülerin?«.* Doris Jung

Zugleich offenbaren sich jene historischen Kontinuitäten in dem repräsentierten Verhalten der zu Pflegenden. So erwarteten diese – ebenso eingesponnen in einen (post-)kolonialrassistischen Diskurs und von tradierten DDR-Bildern beeinflusst – keine erwachsene oder ausgebildete Pflegekraft, sondern eine »Schülerin«, ein »Mädchen« (Rabenschlag 2016), obschon Nieva Markert zum Zeitpunkt dieser geschilderten Situation bereits viele Jahre in der Pflege in Deutschland tätig, Anfang 40, verheiratet und Mutter dreier Kinder war. »[B]ei mir wird auch immer gesagt: »die Kleine« und »das Mädchen [...] mit den zwei Zöpfen«, »ich hab dann auch gesagt: »Also so klein bin ich auch nie« (lacht), so sag ich immer«, berichtet Nieva Markert von den (nicht nur) durch zu Pflegende an sie herangetragenen Zuschreibungen.

Dabei kann der zuvor konturierte bevormundende ›mütterliche Blick‹ auf vermeintlich ›brave‹ und disziplinierte vietnamesische ›Kinder‹ noch immer medial stabilisiert werden. Die Überschneidung von Paternalismus und Solidarität kann anhand der Erzählung von Doris Jung zu einer von ihr kürzlich im Fernsehen verfolgten Dokumentation zum Verbleib ehemaliger Vertragsarbeiter*innen in Vietnam plausibilisiert werden: »Aus denen ist alles was geworden. Da ist nicht einer versumpft oder so, nicht einer. Die haben sogar deutsche Volkslieder gesungen, die kannten die noch alle (spricht aufgeregt). Das ist Wahnsinn. Und die fanden die Zeit hier eben sehr, sehr schön«. Der vorgeblich humanistische Telos ausländer- und außenpolitischer Maßnahmen der DDR (El-Tayeb 2016: 123; vgl. Elsner/Elsner 1994) – »unter dem offiziellen DDR-Axiom ›Solidarität durch Ausbildung‹« (Rogers 2017: 75) –, vermeintlich rückständigen Nationen zu helfen, indem man ihnen gut ausgebildete Arbeiter*innen nach der ›deutschen Schule‹ zurücksandte, offenbart sich in der hier repräsentierten medialen Inszenierung. »So was sehe ich immer gern!«, schließt Doris Jung sodann ihre Erzählung, sichtlich gerührt von der Dokumentation. Hierbei kann aus ihr ein besonderer ›mütterlicher Stolz‹ sprechen, hat sie doch selbst zu DDR-Zeiten in ihrer Lehrtätigkeit am Forstinstitut ›ausländische‹ Studierende ausgebildet und erfährt nun, wenn auch indirekt, was aus ›ihren Schützlingen‹ bzw. denen des ›Kollektivkörpers‹ – den sogenannten ›DDR-Kindern‹ oder »unsere[n] DDR-Ausländern«, wie es die zu Pflegende Margarethe Peters formuliert – geworden ist.

Es zeichnet sich ein ähnlich gewachsenes Dominanzverhältnis ab, wie es Sartre im Vorwort zu Fanons »Die Verdammten dieser Erde« mit »rassistische[m] Humanismus« (Sartre 2008: 21) fasste. Verglichen mit dem sich als dominant entwerfenden Subjekt westlicher Herkunft erfolgt die Inszenierung der ›Anderen‹ als unterlegen und rückschrittlich; letztere bedürfen der Hilfe und des ›An-die-Hand-Nehmens‹, hier: des DDR-Staates und seiner (ehemaligen) Bürger*innen.

In dieser Causa offenbart sich die etablierte und – etymologisch betrachtet – exkludierende Bezeichnung »Ausländer« in den Aussagen der Sprecher*innen nicht nur als eine historisch gewachsene, sondern auch als eine positiv besetzte. So erklärt die 59-jährige Pflegehelferin Anna Fischer Bezug nehmend auf den ihrer Einschätzung nach heutzutage üblichen Begriff der Migration, dass die DDR-›Ausländer‹ »keinen Ärger gemacht« und sich untergeordnet hätten. Eine Einschätzung, die auch Manuela Vierstück stützt. Während sie den Terminus ›Migration‹ nur in Verbindung mit den Fluchtuwan-

derungsbewegungen post 2015 verwendet und ihn als »eher negativ besetzt« hervorhebt, setzt sie den DDR-»Ausländer« mit der Bezeichnung »Lohnarbeiter« in einen anderen, positiv konnotierten Rahmen, denn ein Lohnbeziehender Arbeiter steht nicht im Widerspruch zu dem politisch proklamierten und ansozialisierten Kommodifizierungsdenken. Die Wahrnehmung heutiger, autonomer handelnder Geflüchteter – oder Migrant*innen – erfolgt sodann gegensätzlich und negativ; stellen sie doch auch eine zu DDR-Zeiten etablierte und in die Gegenwart tradierte Normalitätsvorstellung infrage, in der die Macht über die Entscheidung zur Migration wesentlich auf Seiten des »Kollektivkörpers« und seiner Führungsfiguren lag.

»Man hat die gesehen und gut war es«, beschreibt Anna Fischer eine weitere kennengelernte Norm und kündigt marginale Berührungspunkte zur Vertragsarbeiter*innenschaft während ihres Lebens im DDR-Staat an. Insbesondere in Relation zu den gegenwärtigen geflüchteten »Anderen« mit ihrer im öffentlichen Raum vorgeblich starken Präsenz wird dies deutlich: »Jetzt [mit der Fluchtzuwanderung seit 2015] ist ja nichts mehr positiv, [...] weil es einfach zu viele sind. Es sind einfach zu viele«. Anna Fischer rekurriert hier auf einen im DDR-Lebensalltag ganz wesentlichen und bis heute wirkmächtigen Aspekt: Die »ausländischen Anderen« wurden segregiert angesiedelt, waren im öffentlichen Raum unterrepräsentiert – der retrospektiven Empfindung nach auch in den Medien –¹⁸ und so im Lebensalltag und im Alltagsdiskurs breiter DDR-Bevölkerungsteile randständig (Mau 2019: 92). »[D]ie haben uns ja hier überrollt«, fügt Margarethe Peters hinzu und bedient zugleich die wirkmächtigen und medial fortwährend reaktualisierten Topoi bedrohlicher, gesichtsloser »Flüchtlingsströme« und apokalyptischer »Flüchtlingswellen« – »[n]o individuality, no personal characteristics or experiences«, wie Said die mediale Repräsentation des »Arab« (Said 2003: 187) bebildert –, die verschleiern, wen die Krise eigentlich getroffen hat. Die hier angesprochene »Masse« unterbricht sodann auch eine eingerichtete entpluralisierte Normalität (Mau 2019: 15; vgl. auch Weiss 2013: 383–384) und ein gesellschaftliches Beharren (Frieze 2017: 34–35).

Deswegen fallen im Heute »die Jalousien eigentlich schon runter«, wie Anna Fischer ihre Emotionen metaphorisch beschreibt, wenn sie sich gegenwärtig mit als migrantisch gelesenen Anderen in der Öffentlichkeit konfrontiert sieht. Die »Geflüchteten« fordern das in 40 Jahren DDR eingerichtete Alltägliche, die strengen Wohnheimregelungen und die

18 So stellt die Pflegedienstleiterin Manuela Vierstück eine Verbindung zwischen einem so wahrgenommenen Mangel an medialen Informationen zu DDR-Zeiten und den gegenwärtigen medialen Inszenierungen migrantischer »Anderer« her, die sie mit Assoziation wie »Terroranschlägen« und »Angst« verbindet: »[Z]umindest wussten wir nichts davon«, beschreibt sie ihr fehlendes Unsicherheitsgefühl gegenüber dem »ausländischen Anderen« zu DDR-Zeiten. Die zu pflegende Margarethe Peters stützt diese Zusammenhänge und rekurriert ebenso auf die heutige mediale Berichterstattung als angstausslösendes Moment im Vergleich zur üblichen Praxis in der DDR bei gleichzeitiger unkritischer Konsumption der Bild-Zeitung in der Gegenwart: »Das ist anders irgendwie, wir hatten keine Angst, ich hatte auch keine Angst vor dem Kubaner, das kannten wir gar nicht, Angst in der DDR? Das kannten wir nie, die Ängste sind jetzt gekommen«, stellt sie ernüchtert fest. »Na, weil du zu viel hörst«, erklärt sie sich ihr aktuelles Empfinden. »Die [Migrant*innen] kommen [heutzutage] gleich mit dem Messer, die schlachten einen ab, du musst mal die Sendung gucken »Aktenzeichen XY ungelöst«. [...] Das sind eben hauptsächlich solche Banden und da kriegt man eben Angst als alter Mensch [...]. Du musst Nachrichten hören [...] oder die Zeitung lesen, in der Bild-Zeitung wird Gott sei Dank viel ehrlich gesagt, manche sagen ja, es ist ein Wurstblatt, aber ich lese weiter, weil die sehr objektiv ist«.

Regulierung der Kontakte zu DDR-Bürger*innen (Dennis 2017: 84) heraus und *verunreinigen* das Straßen- und Weltbild. »Nur Schlechtes [...] eigentlich«, sind dann ihre ersten Gedanken,

weil man ja nur Negatives hört, ist eigentlich nichts Positives, was Ausländer jetzt auf mich übertragen. (Pause) Wenn man die auch in der Stadt sieht und die sprechen in ihr Handy SO laut oder in der Straßenbahn und die unterhalten sich so laut, man versteht sie nie, was sie quatschen, aber weiß ich nie, gehört sich einfach nie. Die haben kein Benehmen, muss ich mal so sagen. [...] Ja, wenn man irgendwo hingeht, es sind immer irgendwo Ausländer. Anna Fischer

Über die Metaphorik der *herunterfallenden Jalousien* kann eine noch bestehende Wirkmächtigkeit der in der DDR kennengelernten Separationspraktiken hergeleitet werden, die eine alltägliche Begegnung mit den ›Fremden‹ vereiteln. Im übertragenen Sinne verspürt Anna Fischer also das Bedürfnis, sich abzuschotten, eine – ihrer Einschätzung nach – verunstaltete Außenwelt nicht mehr sehen oder hören zu müssen. Die ›Anderen‹, die nicht mehr in die gewohnten Normalitäts- und Anpassungsvorstellungen eingeschrieben werden können, die ›Fremden‹, die fremd bleiben und dieses Fremd- bzw. Anderssein der Mehrheitsbevölkerung alltäglich vor Augen führen, können so habitualisierte, träge (vgl. Bourdieu 2001: 206) ausländerpolitische Praktiken verstören. Dass sich heutige ›Geflüchtete‹ »laut« in der Öffentlichkeit unterhalten können, man sie hören »muss«, dass sie überhaupt gleichberechtigter am öffentlichen Leben teilnehmen, verhält sich konträr zur DDR-Vergleichsfolie und führt sodann zur Einstufung »kein Benehmen«: »Die soziale Homogenität des Raums, noch durch räumliche Trennung betont und untermauert, senkt die Toleranz der Bewohner für Differenz und vervielfacht so die Anlässe für mixophobische Reaktionen« (Bauman 2016: 136), resümiert auch Bauman über stadtplanerische Tendenzen der Gegenwart, wie beispielsweise Gated Communities. So manche Dispositionen, die ein Leben mit und in Differenz erfordert, konnten im entpluralisierten DDR-Staat nur eingeschränkt Bestandteil habituellem Prägungen werden. »Und das war eben früher anders und das wissen die Leute«, bilanziert auch Doris Jung. Vermeintlich kollektive Bedürfnisse nach den kennengelernten, einst ›geordneten‹ Verhältnissen, nach altbekannter sozialer Segregation, mobilisieren ihre Kräfte. Auch Isolde Kahlbach erinnert sich nochmals an dieses ›Früher‹:

*Also, das kann ich Ihnen sagen. Die [Vertragsarbeiter*innen] wurden [...] abgeschottet, [...]. Wenn sie mal Ausgang hatten, dann mit dem Chef, ne? [...] Also die waren immer im Wesentlichen unter sich. Die waren konzentriert. [...] [D]ie hatten dann einen Wohnblock gekriegt, ne? [...] Also das war stramm geregelt [...]. Also SO [wie heutige Geflüchtete] konnten die sich nie aufführen, da wussten die, es geht wieder nach Hause, also insofern war das geregelt, [...] da war man irgendwie so beruhigt, man wusste die machen Arbeit, die wir nicht mehr gern machen wollen und das war es. So gab es kaum Kontakt [...]. Sicher ist es zu der ein oder anderen Freundschaft gekommen, aber es war im Wesentlichen geregelt, also es war kein Thema, die waren sehr für sich.* Isolde Kahlbach

»Abgeschottet«, auf kleinem Raum »konzentriert«, damit kontrollier- und berechenbar, war es also – Isolde Kahlbachs Wahrnehmung nach – den Vertragsarbeiter*innen auferlegt,

»unter sich« zu leben. Im Vergleich zu heutigen migrationspolitischen Praktiken schienen diese Maßnahmen zu »beruhig[en]«. Einerseits konnte so ein relatives Privileg für die ›Arbeiter und Bauern‹ geschaffen werden, das das Potenzial bot, sozial Unzufriedene zu versöhnen. Andererseits wurde so auch das potenziell Befremdende – die Auseinandersetzung mit pluralen Lebensformen – auf Abstand gehalten (Mau 2019: 15). »[A]lso man hatte keine Bedenken, weil man wusste, wenn die sich was zu Schulden kommen lassen, müssen sie fort und sie hatten sich ja hier gemeldet, wollten ja Geld verdienen und damit war eben sozusagen klare Kante da und das hatten wir in Ordnung gefunden«, stützt Isolde Kahlbach ein weiteres Mal die Interpretation eines Beruhigungsempfindens durch solch ›geordnete‹ Verhältnisse. Zugleich werden die Vertragsarbeiter*innen wiederkehrend als bloße ›Arbeitskraft‹ repräsentiert, die in jenen unattraktiven Tätigkeitsfeldern ihren Einsatz fanden, die die etablierte Bevölkerung für sich im Abstoßen begriffen war.¹⁹

»Und dann war das ja so, sie mussten gleich zurück, wenn ein Kind unterwegs war, also das war hier tabu das Thema. [...] Also das war dann schon auch geregelt, die mussten fort und wenn sich jemand was zu Schulden kommen ließ, raus, ne?«, fährt Isolde Kahlbach fort. Ein gleichberechtigtes Menschsein konnte den Vertragsarbeiter*innen so kaum zuteilwerden; ihr Leben war wie selbsterklärend mit erheblichen Einschränkungen verbunden, schließlich »sollten [sie] hier ja arbeiten, ne?«. Willkommen war also der an nationalökonomischen Imperativen ausgerichtete ›ausländische Andere‹, der für die Gesellschaft Nützliche, der sozial segregiert und reglementiert Lebende, der dem öffentlichen gesellschaftlichen Leben zumeist Fernbleibende bzw. Ferngehaltene und – pointiert formuliert – der, der in seiner ›Umzäunung‹ wenig Anstoß für öffentliche Empörung bot. Freie Wahl der Tätigkeit – die auch den DDR-Staatsbürger*innen nur begrenzt zustand –, Wohnsitzwahl, die Möglichkeiten zur freien Bewegung, zum Knüpfen von Freundschaften und Liebesbeziehungen, zur Gründung einer Familie, kurz: die eigene »Kultur« frei auszuleben und sich wie zu Hause zu fühlen, war für die *damaligen* ›Bürger*innen zweiter Klasse‹ – zumindest in der Wahrnehmung der Sprecher*innen – nicht im gleichen Maße vorgesehen und von strengen Disziplinarmaßnahmen kolonisiert (Dennis 2017: 82). »Diversität war [...] nicht Teil der SED-Agenda« (ebd.) – vor allem nicht außerhalb der Betriebe.

Menschen, die den ihnen zugesprochenen singulären Zweck ihres Aufenthaltes, das Arbeiten, konterkarierten, die sich nicht ausschließlich kommodifizieren ließen, die nicht nur als ›Zaungäste‹ der gesellschaftlichen Teilhabe auftraten, die in der ehemaligen DDR vielmehr leben und Kinder bekommen wollten, konnte der SED-geführte Staat disziplinieren und ausweisen (Rabenschlag 2016; Dennis 2017: 92). Diese Stufenleiter differenter Rechtssetzung, aber vor allem auch »Menschenrechtsverletzung« (Interview mit Nguyễn Thế Tuyên in Kocatürk-Schuster et al. 2017: 101), zieht noch heute in den euphemistischen Tropen der vermissten *strammen Regelungen* und *Ordnungen* ihre Spuren nach sich. Menschenwürdigere, symmetrischere Regelungen gleichen beinahe einer

19 Vgl. auch Rabenschlag (2016), Dennis (2017: 84). In der ehemaligen BRD changierten die staatlichen Interessen in Bezug auf Zuwanderung ebenso zwischen »Abwehrpolitik« und »volkswirtschaftlichem Verwertungsinteresse« (Ha 2012: 67). Zur neokolonialen Ausbeutung als Bestandteil des ›Gastarbeiter*innen‹-Systems und kolonialen Mustern deutscher Arbeitsmigrationspolitik siehe Ha (2012).

Nichtregelung und Fremderfahrung, sodass Margarethe Peters im Heute von ›anarchistischen Zuständen‹ – »*Ich sag immer Anarchie, irgendwas ist hier im Busche, es ist also nimmer so, wie es eben mal war, nicht mehr sittsam, alles wild, jeder denkt, er kann alles machen*« – und Doris Jung von »*Tohuwabohu*«²⁰ spricht, wenn sie die Zunahme an pluralen Lebensformen betrachten. Diese, so kann nun abgeleitet werden, werden als Bruch mit den einst etablierten, habitualisierten Ordnungs- und Normalitätsvorstellungen, ihren Selektionen und Exklusionen, einer vergangenen kulturellen ›Homogenität‹ empfunden, in der der »Stachel des Fremden« (Waldenfels 1990)²¹ gezogen schien.

Bereits einige Seiten zuvor hatte Isolde Kahlbach Menschen (süd-)ostasiatischer Herkunft als »*gut integriert*« entworfen. Kurze Zeit später fügt sie »*unsere Kultur respektieren[d]*« hinzu; eine Einschätzung, die greift, sofern diese »*[z]urückhaltend*« und nicht »*aufdrängen[d]*« auftreten. Nun wird deutlich, welches Verständnis von ›geglückter Integration‹ hier zugrunde gelegt wird. Auch dieses knüpft an die Ordnungsvorstellungen von Doris Jung und Margarethe Peters an: Assimilation, Unterordnung, Unsichtbarwerdung, sodass den Etablierten ein ›Anderssein‹ im öffentlichen Raum nicht tagtäglich vor Augen geführt wird. Davon abweichende Praktiken fallen sodann im übertragenen Sinne in den Bereich des *Sich-zu-Schulden-kommen-Lassens* oder des *Sich-Aufführens* (Isolde Kahlbach), was eine weitere Erklärung dafür anbietet, warum die inmitten der weißen Mehrheitsgesellschaft lebende Familie mit Fluchterfahrung besonderen Anstoß erregen kann: »*[D]ie leben anders als wir, die kochen anders, da kommen andere Gerüche hoch, die dich ekeln, wo du sagst: ›Oh, jetzt musst du dein Fenster zumachen, Ali kocht‹*« (Margarethe Peters). Die Vielfalt an sprachlichen Bildern, um ein eigentlich menschliches Verhalten – Normalitätsvorstellungen – bei ausländischen ›Anderen‹ abzuwerten und als anormal zu inszenieren, ist mannigfaltig. So findet auch Doris Jung Synonyme für ein ›Sich-zu-Schulden-kommen-Lassen‹ und spricht von *Sich-Danebenbenehmen*, von »*Zwischenfälle[n]*« und einem *Uns-auf-der-Nase-Herumtanzen*, womit sie geflüchtete ›Anderer‹ zugleich – in DDR-ausländerpolitischer Manier – infantilisiert. Anna Fischer schließt sich diesen Narrativen an und spricht kolonialsprachlich von »*die Hottentotten machen*«²².

20 Der Begriff ›Tohuwabohu‹ (hebräisch תהו ובהו) findet sich bereits im Ersten Buch Mose und wird in der Einheitsübersetzung (Gen 1, 1–2, EÜ) mit »wüst und wirr« wiedergegeben; in Jer[emia] 4, 26, EÜ heißt es: »Das Gartenland war Wüste« (Die Bibel). So kann abgeleitet werden, dass die von der Sprecherin in der Retrospektive romantisierte ›(DDR-)Ordnung‹ ihrem Empfinden nach mehr und mehr der Unordnung anheimzufallen und das ›fruchtbare Land‹ am ›neuen Fremden‹ finanziell und kulturell zu verdorren droht.

21 Zu »Habitualität als Verkörperung von Ordnung« siehe Waldenfels (2013: 78–80).

22 Die hier gewählte kolonialsprachliche Vokabel »*Hottentotten*«, die ehemalige deutsche Koloniasator*innen aus der Sprache der Buren übernahmen, um die Nama, eine Bevölkerung im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, abzuwerten (El-Tayeb 2016: 68), wird noch heute für die Abwertung Schwarzer Menschen verwendet. Nach Arndt wurde dieser Begriff von weißen Koloniasator*innen für alle Gesellschaften des südlichen Afrikas verwendet, »in deren Sprachen implosive Konsonanten, so genannte *Clicks*, vorkommen. In eurozentrischer Manier – durchaus mit Anspielung auf Hufgeräusche von Pferden – sollte der Begriff diese Clicks nachahmen, freilich mit einer dezidiert intendierten Abwertung der Sprecher_innen« (Arndt 2011b: 689, Hervh. im Orig.). Mit der Aussage »*[D]ie führen sich hier auf, als wären sie im Busch*«, setzt Margarethe Peters ebenjenes koloniale Phantasma vermeintlich unzivilisierter, triebgesteuerter Wilder fort, die – ihren Ausführungen nach – eine im Vergehen begriffene, aber geschätzte Ordnung zu erodieren drohen.

Auch sie fordert absolute Unterordnung und Anpassung der ›Fremden‹: »Damit sind wir einfach nie groß geworden. [...] [D]ie sollen die Füße unter den Tisch stellen und gut ist. [...] Und nie aufmucken, [...] einfach sich integrieren, dann wäre alles ok, aber das machen sie eben nie«.

Vor dieser etablierten und idealisierten – ›geordneten‹ – Vergleichsfolie SED-ausländerpolitischer Praktiken und dem vorherrschenden Nützlichkeitsimperativ, die politisch erfolgreich als humanistisch inszeniert werden konnten, haben heutige menschenwürdige Verhältnisse zu bestehen. In diese Relation gesetzt, versagen sie notwendigerweise; können doch gerade entmenslichende Praktiken und eine asymmetrische Beziehung noch immer als attraktiv bewertet werden, sodass ein politisch inszeniertes Zerrbild eines »rassistische[n] Humanismus« (Sartre 2008: 21) – ein im SED-Staat proklamierter Antirassismus und Antifaschismus – seine Verklärung ungehindert fortsetzen kann: »Also das fand ich in Ordnung, ja. [...] [D]as war alles menschenwürdig«, bestätigt Isolde Kahlbach ebenjene Kontinuitätslinien; Manuela Vierstück stimmt ein: »Also wir waren völlig tolerant«.

Nun ist einerseits auf den vorangegangenen Seiten deutlich geworden, dass die Repräsentation der ausländerpolitischen Praktiken und Politiken des SED-Regimes – etwa Inferiorisierung, Infantilisierung, Kommodifizierung, Assimilierung und Segregation – an kolonialrassistische, und so auch an faschistoide und völkische Kontinuitäten anschließen. Andererseits durchwirkt diese positiv konnotierte Vergleichsfolie die Bewertung heutigen Zuwanderungsgeschehens. Vor diesem Hintergrund sind es als (süd-)ostasiatisch gelesene Menschen, die sowohl gesamtgesellschaftlich als auch als Pflegekräfte durch die Sprecher*innen eine gewisse – dennoch philorassistisch strukturierte – Akzeptanz erfahren haben. Weitere Einsichten in so repräsentierte akzeptiertere und etabliertere ›Andere‹ der Gegenwart wird das nächste Teilkapitel gewähren. Über eine Analyse diskursiver Verschiebungen post 2015 und eine damit einhergehende Neukonturierung der Imagination über den ›Ausländer‹ wird zudem eine Kontur jener migrantischen ›Anderen‹ herausgearbeitet, die die Sprecher*innen wesentlich problematisieren.

5.3 »Jemand von da unten«

Zu diskursiven Verschiebungen und der Konstruktion des problematisierten ›Ausländers‹

Momentan werden ja unter dem Begriff »Migranten« die Flüchtlinge gesehen, Wirtschaftsflüchtlinge oder politische Flüchtlinge, also jedenfalls die, die irgendwo aus dem Süden herkommen, eher negativ besetzt dieser Begriff. [...] Was sind Migranten? (Pause) Also in erster Linie ja die, die aus Afrika kommen, Nordafrika, Afrika, aus der Richtung. Weil unter einem Vietnamesen würde man sich ja jetzt keinen Migranten vorstellen. [...] Also Migration kommt von sich heraus, die Leute wollen hierher [...] Vietnamesen würden wir ja jetzt gezielt holen.

Manuela Vierstück, Pflegedienstleiterin, 59 Jahre

Die Ausführungen der Pflegedienstleiterin Manuela Vierstück knüpfen inhaltlich an die eingangs analysierten telefonischen Gesprächsnotizen an. Migrantische ›Andere‹ der Gegenwart, der *Migrant im eigentlichen Sinne*, wird nun als Mensch mit Fluchterfahrung, aus afrikanischen und (süd-)westasiatischen Regionen kommend, entworfen. Diese